# Ein puritanischer Heide.

Von Julien Gordon.

(4. Fortsetzung.)

### Drittes Kapitel.

Eines Tages stolperte Herr Sorchan in seinem Arbeitszimmer, einem weiträumigen, nach Honoras Ausspruch mit Höllenmaschinen angefüllten, etwas chaotischen Gemach des zweiten Stockwerks über eine Bücherkiste und stieß sich dabei heftig an. Er hatte sie nicht gesehen, und als er nun wieder den Versuch machte und, das rechte Augenlid mit der Hand zudrückend, mit dem linken hinsah, entdeckte er, daß er nicht einmal die Umrisse des feindseligen Gegenstandes unterscheiden konnte. Sein Schrecken war groß — furchtbar, und sein tapferes Herz klopfte zum Zerspringen. Rasch drückte er auf die Klingel und befahl Roxy, die ihr fettlich glänzendes Gesicht zur Türe hereinstreckte, Fräulein Paula zu rufen.

„Mein Kind," sagte er, als sie an seiner Seite war, „ich möchte, daß du dir einmal mein Auge ansähest."

Er trug eine Brille, und man sah seine Augen selten deutlich.

Paula trat näher und sagte nach einer Weile: „Es sieht sonderbar aus, Papa; gerade, wie wenn ein wenig grauer Filz darüber läge. Hast du Schmerzen darin?"

„Laß anspannen," versetzte er kurz, „und mach dich fertig, mit mir in die Stadt zu fahren."

Die beiden Fuchsen mit ihren flatternden, unmodischen Schweifen wurden vor das ziemlich ländliche Fuhrwerk gespannt, und der Kutscher, ein Neger, knöpfte sich den abgetragenen dunkelblauen Livreerock zu.

„Sie sind alle miteinander Schafsköpfe," brummte Sorchan vor sich hin, als er schweren Schritts die Treppe hinabstieg und sich in den Wagen setzte, „und dieser soll, wie ich höre, obendrein noch ein Flegel sein. Fahren Sie in die Stadt und halten Sie an Doktor Krupps Augenklinik," befahl er nichtsdestoweniger.

Der alte Peter griff an den Hut. Das Gebäude war wohl bekannt und augenfällig genug. Aus diesen Räumen hatte der hervorragende deutsche Augenarzt das Banner seines Ruhmes in einer neuen Welt flattern lassen, in einer Welt, wo seine politischen Ueberzeugungen seinen Erfolgen nicht im Wege standen. Daheim hatte er sich mit seinem Kaiser nicht vertragen.

Paula war unterwegs sehr schweigsam, aber sie schlüpfte mit dem schmalen, kühlen Händchen in ihres Vaters warme, starke Faust und ließ ihre Finger die ganze Zeit zwischen den seinen.

„Zum Eingang der Privatklinik, Dummkopf!" brüllte Herr Sorchan seinen Diener an, als dieser an einer Treppe vorfuhr, wo ein ganzer Haufen von Menschen, großenteils mit verbundenen Augen, auf und ab ging — eine Jakobsleiter des Unglücks.

Peter kehrte um und fuhr vor einen schmalen Eingang in einer Seitenstraße; Paula und ihr Vater stiegen aus.

Sie wurden in ein schmales, langes, dunkles Wartezimmer gewiesen, längs dessen Wände etliche zwanzig abgehärmte Geschöpfe umhersaßen oder -lagen, von denen manche den Kopf in verzweifelter Stellung zwischen den Händen hielten, während andere ihre Augen mit dem Taschentuch betupften. Von Zeit zu Zeit erschien ein flinkes kleines Männchen in schwarzem Tuchanzug und trieb eine Gruppe von vier bis fünf Personen vor sich her durch eine Glastüre in ein nach hinten gelegenes Zimmer, worauf die Türe klirrend hinter den Eingelassenen zufiel.

Herr Sorchan rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, und Paula wollte es bedünken, als ob die Reihe nie an sie käme. Endlich aber schlug auch ihre Stunde, und sie sahen den berühmten Arzt hinter einem Tisch stehen und auf einen hohlwangigen Mann mit zitterigen Händen einreden. Er warf einen raschen, scharfen Blick auf Vater und Tochter, nickte mit dem Kopf und bedeutete ihnen, sich auf einen Sitz an der Wand niederzulassen. Dieser Raum war freundlicher als der erste; er war sonnig und hell; ein mächtiges Kohlenfeuer brannte im Kamin und am Fenster standen grüne Blattpflanzen.

„Wenn Sie Ihre jetzige Lebensweise eigensinnig fortsetzen," sagte Doktor Krupp zu dem Hohlwangigen, „so kann ich für nichts stehen. Wenn Sie aber in sich gehen, eine strenge Diät einhalten und vor allem Reizmittel jeder Art vermeiden und meine Vorschriften befolgen, so wird das linke Auge gerettet werden, und auch das rechte kann sich mit der Zeit erholen."

„Und wenn ich das nicht tue, was wird die Folge sein?" fragte der hohlwangige Mensch mit einer mutlosen, dumpfen, hartklingenden Stimme, die nicht minder zitterig war als seine Hände.

„Dann, mein Herr," versetzte der Arzt, ihm zornig ins Gesicht blickend, „dann wird vollständige Lähmung des Sehnervs, folglich vollständige Blindheit eintreten! Guten Tag."

Der hohlwangige Mann gab einen gurgelnden Laut von sich, verbeugte sich und verließ schlürfenden Schritts das Zimmer.

„Darf ich jetzt bitten, Frau Madden?" sagte der Türhüter verbindlich lächelnd.

Zwei Damen traten näher; sie waren hübsch und jung und sahen wie Schwestern aus. Zwischen ihnen ging ein kleiner Junge, von beiden sorgfältig an der Hand geführt, dessen Augen hinter rauchfarbigen Brillengläsern versteckt waren. Es war ein entzückendes Kind; langes, blondes Haar fiel ihm lockig auf die Schultern, und er war, wie seine beiden Begleiterinnen, reich und geschmackvoll gekleidet.

„Nun, nun, wie gehts denn, Kleiner?" fragte Doktor Krupp etwas milder.

Er nahm dem Knaben die Brille ab, wobei das Kind zusammenschreckte und schauderte.

„Mut, Mut, mein Liebling! Sei ein kleiner Mann!" flüsterte ihm die Mutter zu.

„Du sollst auch das Gewehr haben," sagte die Tante, ihre Hand zärtlich auf seine Schulter legend.

„O! O! Es tut so weh!" schrie der Junge, sich krümmend, als der Arzt seine langen seidigen Wimpern mit Hilfe eines goldnen Bleistifthalters in die Höhe hielt.

„Spielt er viel — treibt er Possen?" fragte Doktor Krupp, die Untersuchung mittelst einer runden Vergrößerungslinse fortsetzend.

„Früher ja, ehe er die schlimmen Augen hatte," erwiderte Frau Madden, die mit den Tränen kämpfte. „Halte still, mein Goldkind! Bist ja der Mama Herzblättchen," flüsterte sie, ihm die blonden Locken aus der weißen, von blauen Aederchen durchlaufenen Stirne streichend.

„Lassen Sie ihn nur spielen und Possen treiben, auch in der Luft darf er viel sein, aber Wind, Rauch und Staub sind zu vermeiden, das bedenken Sie ja. Viel Milch und ein wenig Obst; geben Sie ihm nicht zu viel Fleisch, höchstens ein Kotelett am Tag."

„Und die Behandlung?"

„Wie bisher, gerade wie bisher," versetzte der Arzt indem er nach einem Fläschchen griff und dem Kind einen Tropfen Flüssigkeit ins Auge träufelte.

„Das tut gut," sagte der Kleine. „Es ist so kühl."

„Ich werde dir doch wohl nicht weh tun," bemerkte der Doktor. „Was, ich habe ja geglaubt, du wolltest ein Soldat werden."

„Bitte, Herr Doktor, sagen Sie mir noch Genaueres über die Tropfen," bat Frau Madden. „Des Morgens die aus dem roten, abends die aus dem blauen Fläschchen, und wie viele jedesmal?"

„Ganz wie bisher — ich habe es Ihnen ja deutlich gesagt," gab Doktor Krupp ungeduldig zurück. „Und sorgen Sie, daß die Binde mit dem Fett bei Nacht nicht zu fest aufliegt. Guten Tag."

Die Dame sah sich unsicher und beängstigt im Zimmer um, als ob sie sich bei den übrigen Kranken Rat und Trost holen wollte. Ihre Schwester zuckte verächtlich die Achseln, und der kleine Mann im schwarzen Tuchrock schob alle drei hastig zur Türe hinaus.

Die Reihe war noch nicht an Sorchan, Paula aber stand auf, ging quer durchs Zimmer und legte die Fingerspitzen auf Doktor Krupps Arm.

„Was soll's?" fragte er.

„Wenn Papa dran kommt," flüsterte sie ihm zu, „und wenn es sehr schlimm bei ihm ist, o bitte, Herr Doktor, bitte, sagen Sie es ihm nicht sogleich. Sagen Sie es nur mir. Er ist Paul Sorchan, und wenn er seine Arbeit für lange Zeit einstellen müßte, so würde es ihn das Leben kosten."

„Mein wertes Fräulein," versetzte der Arzt ungehobelt und mit erhobener Stimme, wollen Sie gütigst warten, bis die Reihe an Sie kommt. Ich habe mit meinen Kranken genug zu tun und kann's nicht brauchen, daß die Verwandten mir auch noch Geschichten machen und mich Zeit kosten."

Die dunklen Augen von Zornestränen erfüllt, kehrte Paula auf ihren Platz zurück.

„Was hast du denn zu ihm gesagt?" fragte ihr Vater gereizt.

„Ich will dir's nachher erzählen," erwiderte Paula und versuchte, ihm zuzulächeln, was aber ganz und gar mißlang.

Als die Reihe an ihnen war, wurden sie zum Zweck einer ersten Untersuchung in ein dunkles Kabinett geführt, worin gerade nur die beiden, der Arzt und der Türhüter Raum hatten. Ein greller, grünlicher Lichtstrom wurde plötzlich auf Paul Sorchans Augen und Stirne gelenkt.

„Wie alt sind Sie, Herr Sorchan?" fragte der Arzt.

„Fünfundfünfzig Jahre," erwiderte der Gelehrte.

„Merkwürdig, höchst merkwürdig. Bei einem so kräftigen Mann wie Sie hätten die Symptome der Greisenhaftigkeit noch zwanzig Jahre und länger ausbleiben sollen."

„Was fehlt mir? Lassen Sie mich das schlimmste auf einmal erfahren," sagte Sorchan, nachdem der Arzt eine längere, sehr gewissenhafte Untersuchung vorgenommen hatte, mit heiserer Stimme.

„Nun, Sie haben den grauen Star, einen wundervollen Star auf dem linken Auge. Wundervoll mein Herr, weil er so reif und ausgebildet ist wie ein saftiger Pfirsich — vollkommen schnittreif. Auf dem andern Auge —lassen Sie mich noch einmal nachsehen — ja auf dem andern Auge ist er im Entstehen begriffen, kann aber wohl aufgehalten werden. In diesem Stadium tritt beim Star mitunter jahrelanger Stillstand ein. Ich fürchte, Sie haben Ihren Augen zu viel zugemutet."

„Mein Gott!" war alles, was Sorchan sagte.

Ehe sie das Sprechzimmer verließen, war es nahezu bestimmt verabredet, daß Sorchan nächste Woche in die Privatklinik kommen solle. Behandlung im Privathaus lehnte Krupp entschieden ab, wahrscheinlich weil er fürchtete, die Kranken dort nicht hinreichend in seiner Gewalt zu haben. Er hatte wegen seiner freisinnigen politischen Ansichten das Vaterland aufgegeben und haßte die Einrichtungen der Monarchie, aber in seinem eigenen kleinen Königreich war er unumschränkt Herrscher und ein Tyrann. Seine fügsame deutsche Hausfrau gehorchte ängstlich jedem Befehl und seine zwei flachshaarigen Kinder verkrochen sich erschrocken, wenn sie nur seinen Schritt vor der Türe vernahmen.

„Wie lang bleibt man bei dieser Operation in der Klinik?" fragte Paula den Türhüter.

„Vierzehn Tage, höchstens drei Wochen, das ist alles, Fräulein, wenigstens, wenn keine Entzündung dazu kommt. Hernach wird die zweite Operation gemacht."

„Eine zweite?" stammelte Paula.

„Ja wohl, Neubildung der Haut — muß entfernt werden. Will gar nichts heißen," versicherte das Männchen freundlich. „Ich würde dem Herrn Papa nichts davon sagen, Fräulein. Wir sagens den Kranken nie vorher, daß eine zweite kommt, es macht sie nur mutlos."

„Gelingen diese Operationen häufig?" fragte Paula.

„Beim Herrn Doktor Krupp immer, beinahe immer, in hundert Fällen neunzigmal, und Ihr Herr Papa ist noch nicht alt. Ach was, letztes Jahr haben wir eine Dame von vierundachzig operiert, und die liest jetzt ihre Zeitung und ihre Bibel so schlank weg wie nur je. Der Papa kommt durch, da brauchen Sie sich nicht zu sorgen," setzte er tröstend hinzu.

Paula gab keine Antwort, weil sie Angst hatte, beim Sprechen in Tränen auszubrechen, und dann fuhren sie nach Hause.

Die Untersuchung hatte am Sonnabend stattgefunden. Am Freitag darauf saßen Vater und Tochter im zweiten Stock der Klinik in einem großen Zimmer mit zwei Betten, worin die Operation vorgenommen werden sollte; ein kleineres Stübchen daneben war für Paula bestellt worden. Sie strich mit der rechten Hand über die kahle Fläche auf Sorchans Kopf, und das gab beiden ein Gefühl des Trostes. Ein appetitlich aussehendes deutsches Dienstmädchen, die schweren blonden Zöpfe mit einem blauen Band aufgebunden, kam herein getrippelt und besprenkelte den teppichbelegten Fußboden.

„Weshalb geschieht das?" fragte Herr Sorchan.

„Damit sich der Staub legt," erwiderte die Deutsche.

Nach einiger Zeit kam sie wieder herein und träufelte einen Tropfen Flüssigkeit unter Sorchans Augenlid.

„Was ist das?" fragte er.

„Das neue Mittel, das keinen Schmerz fühlen läßt."

Innerhalb einer halben Stunde kam sie noch zweimal herein und goß ihm jedesmal wieder einen Tropfen ins Auge, dann kam die rührige Vorsteherin der Klinik, eine liebenswürdig aussehende Frau von etlichen fünfundvierzig Jahren in einem schwarzseidenen Kleid und bebändeter Haube.

„Die Sache wird vorüber sein, ehe Sie's denken, mein liebes Fräulein," sagte sie, gewandt im Zimmer umher wirtschaftend, die Stühle gerade stellend und einen Fensterladen aufstoßend. „Sie kommen jetzt — wir wollen das Licht noch genießen, so lang wir's haben können, denn sobald der Herr Papa fertig ist, wird hier rabenschwarze Nacht gemacht."

„Fertig zum Sterben," dachte Paula, der zu Mut war, als ob sie ihres Vaters Totenschein unterzeichnet hätte.

Jetzt hörte man Doktor Krupps laute, zornige Stimme im Flur; offenbar schalt er jemand aus.

„Der Herr Doktor scheint keine gute Gemütsart zu haben," warf Paula hin — sie freute sich, diese Bemerkung machen zu können.

„Ja, er ist heftig, man kann wohl sagen sehr heftig," versetzte die geschäftige Frau gelassen, „und gewalttätig. Manchmal braucht nur eine Runzel in der Kaminvorlage oder eine Stecknadel auf dem Boden zu sein, und er gerät in Wut, wie eben jetzt. Man gewöhnt sich aber daran, und ich mache mir nichts mehr daraus. Dafür hat er auch Genie. Hier sitzt's bei ihm, in den Fingern" — sie erhob eine Hand und griff mit den Fingern in die Luft — „und gegen die Armen ist er sehr gut."

„Er ist vermutlich Kommunist," bemerkte Paula streitlustig, „und möchte alle anständigen, gewaschenen Leute aus der Welt schaffen."

In diesem Augenblick traten fünf Herren ins Zimmer: Doktor Krupp, sein Assistent und drei Studenten.

„Nun, mein Fräulein," sagte der furchtbare Mann, „muß ich bitten, daß Sie einen Augenblick zurücktreten. Frau Notts, bleiben Sie in Fräulein Sorchans Nähe."

„Danke," versetzte Paula kalt. „Ich brauche keinen Beistand."

Nach ein paar Sekunden hörte Paula ihren Vater stöhnen: „O der Druck! Der Druck!" Dann trat eine Pause ein, und wieder rief er: „Der entsetzliche Druck! O — o — o — Doktor, lassen Sie mich los! Lassen Sie mich los!"

„Druck, ja, aber kein Schmerz," verkündete einer von den Studenten orakelhaft. „Dank dem Cocain! Früher ist der Schmerz ein stechender gewesen."

„Wie viele Finger sehen Sie nun vor ihrem linken Auge?" fragte Doktor Krupp.

„Drei."

„Und jetzt?"

„Einen."

„Und jetzt?"

„Fünf."

„Fräulein Sorchan," erklärte der Augenarzt etwas theatralisch. „Ihr Herr Vater hat eine erfolgreiche Staroperation glücklich überstanden. Sie dürfen näher treten und ihn beglückwünschen."

Paula neigte sich über die kahle Stelle auf seinem Kopf, heftete ihre Lippen darauf und netzte sie mit unaufhaltsam hervorbrechenden Tränen.

„Möchten Sie vielleicht die Starlinse sehen, gnädiges Fräulein?" fragte der Assistent mit einschmeichelnder Betonung. „Es ist ein ungewöhnliches vollkommenes Exemplar, bitte treten Sie ans Fenster, da werde ich sie Ihnen zeigen."

(Fortsetzung folgt.)

### Unsere Tageseinteilung.

Die zwölfstündige Tageseinteilung ist alt und wird auf die alten Babylonier zurückgeführt. Diese hatten durch Beobachtungen erforscht, daß innerhalb eines Jahres etwa zwölf Mondumläufe, also Mondwechsel, stattfanden. Sie teilten deshalb den Weg der Sonne am Umfang der Himmelssphäre in zwölf Teile oder Häuser, und in jedem derselben fand sich die Sonne mit dem Monde zusammen. Während der Nacht sah man von diesen Himmelsteilen diejenigen, von denen die Sonne entfernt war, und man merkte sich die hauptsächlichsten Gestirne derselben. Auf diese Weise entstanden längs des Weges der Sonne am Himmel die zwölf Konstellationen des Tierkreises. In jeder derselben wurde ein bestimmter Stern als Haupt oder Leiter angesehen, und sein Anfang bezeichnete den Anfang der entsprechenden Stunde, die durch Ausrufer verkündigt wurde. Man fand indessen, daß zwölf Abschnitte für die tägliche Periode etwas lange dauern, und teilte schließlich jeden in zwei gleiche Teile, womit man bei der 24stündigen Einteilung angelangt war. In einem aus dem 13. Jahrhundert v. Chr. stammenden ägyptischen Königsgrabe sieht man an der Decke zwölf Sterne eingemeißelt, deren Anfang über dem Horizont von Theben den Beginn jeder der zwölf Nachtstunden von der Abenddämmerung bis zur Morgenröte anzeigt.

Die Zwölfeinteilung, die ursprünglich bei den Babyloniern entstanden und von den Aegyptern angenommen worden ist, breitete sich später zu den Griechen aus und kam von diesen zu den Römern und in die abendländische Kultur. Allgemeingültigkeit aber hat sie niemals gehabt; die Chinesen huldigten dem Dezimalsystem, andere asiatische Völker teilten den Tag in 60, die Mexikaner in acht Teile. Die alte Einteilung der Tages in zweimal zwölf Stunden hängt aufs innigste mit der Art und Weise zusammen, wie die Stunde ermittelt wurde, ehe es mechanische Uhren gab. Der Himmel war damals das einzige Zifferblatt, das man ablesen konnte. Dies geschah bei Nacht durch Wächter, die die Stunde ausriefen, sobald der betreffende Stern über den Horizont stieg. Bei Tage beobachtete man die Schatten an der Sonnenuhr. Die Stundenbestimmung bei Nacht und bei Tage geschah also in der ältesten Zeit auf ganz verschiedene Art, und man zählte deshalb zuletzt die Tagesstunden für sich und ebenso die Nachtstunden. Jene begannen mit dem Aufgang der Sonne, diese mit ihrem Untergang. Ob diese durch ihr Alter ehrwürdige Einteilung mehr Vorzüge als Nachteile gegenüber der durchlaufenden Stundenzählung von 1 bis 24 hat, ist eine Frage, die sich verschieden beantworten läßt.

## Der Spion.

Eine Skizze von Carla Eden (T. v. Ende.)

Sie sitzt allein an dem großen Tisch, müde zurückgelehnt in den hochlehnigen Eichenstuhl.

Ihr Geist wandert wieder einmal in die Vergangenheit. Sie sieht sie alle um den großen Tisch sitzen, die ihrem Herzen am teuersten waren — den Gatten in seiner strammen militärischen Haltung, das schwarz-weiße Bändchen des Eisernen Kreuzes im Knopfloch, die frischen, blühenden Kinder. Mit Sorgen und Mühen haben sie sie großgezogen, haben das beste in sie gelegt, was sie ihnen zu geben vermochten — Ehrgefühl, Gewissenhaftigkeit, Wahrheitsbewußtsein, und vor allem die treue Liebe zum Vaterland. Wo hat das Leben sie alle hingetragen?! — Die Gebeine ihres Aeltesten ruhen in afrikanischer Erde — er fiel einem Hereroaufstand zum Opfer — tot der Gatte — tot die Tochter, die als Krankenschwester hinauszog in ferne Lande!

Nur einer ist ihr geblieben, ihr Jüngster, ihr Schmerzenskind — sie seufzt tief auf, sieht sich erschrocken um, wischt die Träne aus dem Auge, greift wieder zur Zeitung.

Sie hat die Brille zurechtgerückt.

So — nun kann sie fortfahren. Wo war sie doch stehen geblieben? richtig — da — „Schon wieder ein Spionagefall!" Ihre Augen werden groß und starr. Wie ist es nur möglich, sein Vaterland zu verraten! zu verraten an den Erbfeind! um schnöden Mammon! um einen Judaslohn Verrat zu üben am Heiligsten!! Sie schaut hilfesuchend nach dem Bild des Gatten, das über seinem Schreibtisch an der Wand hängt — gut, daß er das alles nicht mehr erlebt, der Treue, Ehrenhafte, daß er nicht mehr mit anzusehen braucht, wie sich das Schlechte, Gemeine breit macht in der Welt, wie Schädlinge und Unkraut die früher so reich tragenden Felder zu überwuchern drohen.

Wie hat sich doch das Leben gewandelt. Sie vergleicht im Geiste die anspruchslose Zufriedenheit ihrer Jugend mit dem Hasten und Jagen der neuen Zeit, der Genußsucht der Menschen, ihrer Gier nach Gold und Schätzen, um diese Genußsucht zu befriedigen, sich in den Rausch, den Taumel der Welt zu stürzen ... Wo sollte das noch hinaus? War diese Gier nach Lebensgenuß nicht die geheime Triebfeder zu allem Bösen, das da geschah?! Verrohte sie nicht die Gemüter, stumpfte die Gewissen ab, bis sie nicht mehr wußten, was recht war und was unrecht?

Rauchen — Trinken — Spiel und Weiber — das war immer dieselbe Geschichte! Ihre Gedanken irren wieder zu ihrem Jüngsten, umkreisen ihn in banger Sorge — wie soll es enden?! Arbeiten tut er nur noch, wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt. Was er verdient, wird vertan in schlechter Gesellschaft. Mein Gott, ja, sie weiß es. Und doch — wenn er dann schreibt, in verzweifelten Worten um Hilfe bittet, dann gibt sie ihm, immer wieder gibt sie ihm, was sie sich von ihren kargen Witwengeldern abdarben kann. Sie kann doch ihr Kind nicht hungern lassen — und frieren! Seit sie ihm ihre letzten kleinen Ersparnisse schickte, hat sie nichts mehr von ihm gehört. Außer einigen flüchtigen Dankesworten. Wie mag es ihm ergehen?!

In der fernen, fremden Stadt sitzt zur selbigen Stunde ein Mann. Das Leben hat nicht vermocht, die Spuren von Schönheit ganz wegzuwischen aus dem verwüsteten Gesicht, die kraftvolle Gestalt zu beugen. Der Mann stiert teilnahmslos vor sich hin. Manchmal greift er mit zitternder Hand nach dem leeren Glase, das vor ihm auf dem unsauberen Tisch steht. Aergerlich setzt er es wieder hin, hebt den Kopf, will befehlen, daß man ihm ein anderes bringt. Er läßt den Kopf wieder sinken — man würde seinem Befehl nicht nachkommen — der letzte Groschen ist ausgegeben — Kredit hat er nicht mehr — ein Hundeleben! Er stiert wieder vor sich hin.

Drüben am Tisch in der Ecke erhebt sich der letzte Gast und geht. — Er sollte auch gehen — nur wohin! In seine öde, kalte Behausung? Allein sein? Sich mit den quälenden Gedanken herumschlagen? Nein — da bleibt er schon lieber hier, so ungemütlich es auch ist. Es ist wenigstens hell und warm — man ist nicht allein. —

Er holt sich ein paar Zeitungen vom nächsten Tisch, blättert unsicher darin. Was soll ihm der ganze Kram? Ob sie sich da unten in Tripolis herumschlagen, in der Türkei, ob in Frankreich die Kriegshetzer die Backen aufblasen, den Mund voll nehmen, ob sie in den Parlamenten toben — das ist ihm doch alles so furchtbar gleichgültig.

Da bleibt sein Blick haften auf einer fett gedruckten Ueberschrift: „Großer Spionage-Prozeß!" Er breitet das Blatt vor sich aus und liest. Liest mit steigender Erregung. Ein gieriger Funke glimmt in seinem Auge auf. Die Hand ballt sich zur Faust — ja — da wäre noch etwas zu machen — da könnte man noch leicht zu Geld kommen — — leicht?!! — — er sieht sich scheu um, einen gehetzten Ausdruck im Gesicht — er ist allein — nur dort hinten schläft der Kellner auf einem Rohrstuhl, die Serviette unterm Arm, die Hände in den Hosentaschen, die Beine weit von sich gestreckt.

Er vertieft sich wieder in den ausführlichen Bericht. Seine Finger krampfen sich um den Fuß des leeren Glases. Die aufgestachelten Begierden fallen über ihn her wie hungrige Wölfe — sie raunen, schreien ihm ins Ohr — sein Hirn ist ausgedörrt, die Zunge klebt ihm am Gaumen — ja — wenn man die Taschen voll Geld hat —! Alles versinkt um ihn. Nur die lockenden Bilder bleiben, führen einen tollen Reigen auf. Er schließt die Augen — schwelgt in Gedanken. — — —

Der verschlafene Kellner in der Ecke dehnt und reckt sich, gähnt ein paarmal vernehmlich. Da faltet der späte Gast eilig das Zeitungsblatt zusammen, steckt es in die Tasche. Dann erhebt er sich. Und geht.

Ein schneidender Wind draußen. Fröstelnd zieht er den Mantelkragen hoch. Hastet planlos durch die menschenleeren Straßen. Immer nur den einen Gedanken im Kopf, immer das Bild vor sich, wie jener Mensch die wichtigen Papiere aus dem Schrank nimmt — wie er sie fortschafft — wie der goldene Regen auf ihn niederfällt — er kann nicht loskommen davon. Oh — er wüßte auch so einen geheimen Schrank — in dem großen, unbewachten Hause — in welchem er eine Zeitlang auf dem Büro gearbeitet hat — sein rastloses Hirn hat schnell einen Plan fertig — er reißt die Mütze vom Kopf, so heiß wird ihm, trotz des eisigen Windes — ja — so ginge es — erwischen lassen darf man sich natürlich nicht — wie jener andere — sonst — „Spion, Verräter, Dieb!" gellt es ihm in den Ohren.

Ein wilder Trotz ist in ihm. Wie alle schwachen Menschen macht er das Schicksal verantwortlich für seine Taten, die Menschen, die ihm nicht den Anteil am Leben lassen wollen, den er will, haben muß!

Seine Füße haben ihn mechanisch den gewohnten Weg getragen, nach der dunklen Straße in dem dunklen Stadtviertel. Er zaudert. Schaut verächtlich an dem großen Hause mit den vielen Fenstern hinauf. Dann schließt er auf. In seiner Stube ist es kalt und dunkel. Nur die Laterne an der andern Straßenseite wirft ein ungewisses Licht herüber. Seine innere Hitze ist verflogen, die Zähne schlagen aufeinander vor Frost und Erregung. Er entkleidet sich rasch, kriecht ins Bett, zieht die Decke über sich. Versucht zu schlafen. Richtet sich wieder auf, stiert vor sich hin, fuchtelt mit den Armen, ballt die Fäuste — und wie er so starrt, bemerkt er plötzlich auf dem Tischchen vor seinem Bett das Bild der Mutter, eine kleine Photographie in einfachem Rähmchen — er stöhnt laut auf — vergräbt den Kopf in den Kissen — es hilft nichts — immer fort sieht er das Bildchen vor sich, sieht, wie der Vater es ihm überreicht — damals, als er hinauszog ins Leben — in die Welt — „Mein Sohn," hatte er feierlich-gerührt gesagt, „wenn du einmal nicht weißt, ob du recht tust, oder unrecht so schaue in die reinen Augen deiner Mutter!"

Ein Krampf schüttelt den Unglücklichen. Wild wirft er sich umher auf seinem Lager. Mit einem Ruck fährt er empor, dreht mit abgewandtem Gesicht das kleine Bild um — — —

Wochen sind vergangen.

Die einsame alte Frau legt die Näharbeit aus der Hand, erhebt sich schwerfällig und geht zur Eingangstür, um zu öffnen. Der scharfe Klingelton ist ihr in die Glieder gefahren. So hart, so unerbittlich pflegt sich das Schicksal anzumelden.

Draußen steht ihr Schwager. — Sie sieht entsetzt in sein steinernes Gesicht. „Was ist geschehen?" stößt sie heraus.

Wortlos tritt er ein, schließt vorsichtig die Tür, zieht sie ins Zimmer. Umständlich holt er eine Zeitung aus der Rocktasche, hält sie ihr hin, zeigt mit dem Finger auf eine blau angestrichene Stelle.

Sie vermag nicht, klar zu lesen. Es schwimmt alles ineinander. Nur die stark gedruckten Worte: „Spion — Dieb — Verräter" — springen ihr in die Augen.

„Ja," sagte ihr Schwager hart, so weit ist es glücklich mit dem Jungen gekommen. Ich habe es dir immer gesagt. Aber du wolltest nicht hören. Dachtest, ihn mit Liebe und Güte zu kriegen. Nun hast du's! Wenigstens hat er noch so viel Ehrgefühl gehabt, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, als sie ihn verhaften wollten —"

Er bricht ab. Es wird ihm angst. Die alte Frau hat so einen eigentümlichen Ausdruck in den Augen — wie ein zu Tode getroffenes Tier.

Das Zeitungsblatt ist ihren kraftlosen Händen entfallen. Stumm winkt sie ihm zu gehen.

Nun ist die Tür hinter ihm zugefallen.

Sie schaut sich um. Todesbang.

Dann bricht sie lautlos zusammen.


Unsere

## Schnittmuster-Offerte

9344.

**Ein nettes effektvolles Damenkleid.**

Grün changierende Taffeta, mit Einfassung von schwarzem Satin und fancy Knöpfen, wurden zur Ausführung dieses Deisins benutzt. Es eignet sich auch für waschbare Stoffe. Das Muster kommt in fünf Größen: 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 5 Yards 44zölligen Stoff für die 36zoll. Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

**Bestellungs-Anweisungen;**

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
..... Zoll Brust- oder Taillenweite. — oder
(Jahre ..... bei Kinderstachen.)
Name .....
No..... Straße.....
..... Stadt .....


### Ein Held.

Der Schauspieler Robert Hilliard, der mit Vorliebe Helden spielt, mußte sich einer leichten Operation unterziehen.

„Gut — sagte Hilliard — ich habe nur eine Bitte: tun Sie mir nicht weh!"

Der Schauspieler fragte, ob es nicht ratsam sei, Aether anzuwenden, aber der Arzt wehrte lächelnd ab und ging an die Arbeit. Hilliard krümmte und wand sich unter dem Messer und jammerte. Endlich war die Operation zu Ende.

„Sie sind Schauspieler, Herr Hilliard?"

„Jawohl."

„Und Sie spielen Heldenrollen?"

„Ja; weshalb fragen Sie?"

„Ich möchte Ihnen nur sagen: Sie müssen ein vorzüglicher Schauspieler sein!"

— Mulay Hafid, der frühere Sultan von Marokko, erregte während seines Aufenthalts in Frankreich in Marseille großes Aufsehen. Bei einer Kraftwagenfahrt, die er unternahm, brachte er seinen Schatzmeister an den Rand der Verzweiflung, weil er jedem Menschen, mit dem er zusammenkam, die Hand mit Goldstücken füllen wollte. Am Abend wohnte der Sultan einem Konzert bei. Den Künstlern schenkte er fünfhundert Franken. Im Laufe des Tages gab er zweitausend Franken aus. Da sich seine tägliche Einnahme aus nur etwas über sechshundert Franken beläuft, so wird, wenn er so weiter haust, bald ein Defizit die Folge sein. Die französischen Frauen findet Mulay Hafid häßlich. Er meint, es wäre nicht schade, wenn sie Schleier tragen würden.

— Bei der Einfahrt des Orientexpreßzuges im Pariser Ostbahnhof entdeckte man den 20jährigen Joseph Gabler aus Bukarest, der sich im Gedränge unter dem Speisewagen von Bukarest bis Paris 36 Stunden festgehalten hatte. Es dauerte geraume Zeit, bis die Staub- und Schmutzkruste, die ihn bedeckte, entfernt werden konnte. Gabler gab an, er wolle einen vermögenden Onkel in Manchester besuchen.